

DIE ZUKUNFT DER ERINNERUNG?
DAS SICH WANDELNDE VERHÄLTNIS
VON ÖFFENTLICHER GESCHICHTSTHEMATISIERUNG UND
GESCHICHTSWISSENSCHAFT ALS HERAUSFORDERUNG

Thomas Großbölting

Erinnerung, Gedächtnis, Repräsentation – diese Begriffe, die mit ihnen verbundenen Konzepte wie Forschungen haben Konjunktur. Aus der öffentlichen Thematisierung von Vergangenheit, aber auch aus kulturellen Selbstbeschreibungen sind sie nicht mehr wegzudenken. In der Forschung sind diese Ansätze mittlerweile ebenfalls etabliert: Kaum ein historisches Universitätsinstitut, welches erinnerungskulturelle Fragestellungen nicht zum Thema seiner Ausbildung macht; kaum eine historische Dissertation, die sich neben den *res gestae* nicht wenigstens auch der *memoria* des jeweiligen Untersuchungsobjekts widmete, wenn nicht die Repräsentation des Vergangenen selbst ganz im Mittelpunkt steht.

Auch wenn wissenschaftliche Impulse, wie sie beispielsweise mit den Namen Pierre Nora oder dem Ehepaar Assmann verbunden waren, den Raum geöffnet haben für die (Weiter)Entwicklung der Geschichte zweiten Grades, so ist die Erinnerungswelle selbst aber wesentlich von der öffentlichen Thematisierung der Vergangenheit getragen: Es sind und waren politische Anstöße, zivilgesellschaftliche Bewegungen und Einzelinitiativen, die Aspekte der Vergangenheit thematisierten, mit inhaltlicher und temporaler Kohärenz versahen und damit zur öffentlichen Geschichte machten, die dann der Gegenwart appliziert wurde und für die Zukunft orientieren sollte. Schon oft wurde auf die besonderen Voraussetzungen für diese Art des ‚Geschichtsgebrauchs‘ in Deutschland hingewiesen. Insbesondere im geteilten wie auch im wiedervereinigten Deutschland scheint doch die Herleitung von Identität aus der Vergangenheit eine besondere Bedeutung zu haben. Es waren der Bruch mit der NS-Diktatur 1945, aber auch der mit der Zwangsherrschaft der SED des Jahres 1989, die dieses besondere politisch-kollektive wie auch individuelle Interesse an der Vergangenheit hervorriefen. Die jeweils spezifische Art des öffentlich praktizierten Rückgriffs auf die Geschichte hat funktional meist weniger mit der Vergangenheit zu tun, sondern erklärt sich vor allem aus dem gegenwärtigen Orientierungsbedürfnis für zukünftige Handlungen. Will man die davon ausgehende Entwicklung von ‚Erinnerung‘ charakterisieren, dann muss man sich kategorial an den jeweiligen Gegenwartsfunktionen orientieren, die diese Form der Vergangenheitsthematisierung gesellschaftlich hatte.

Folgt man dieser Prämisse, deuten sich klare Veränderungen im Umgang mit der deutschen Vergangenheit an. Die ‚Zukunft der Erinnerung‘ wird anders sein

als der Modus der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ im Umgang mit der NS-Diktatur wie auch der der ‚Aufarbeitung‘ der SED-Diktatur.

Im Vordergrund des bundesdeutschen Projekts NS-‚Vergangenheitsbewältigung‘, so die charakteristische Selbstbezeichnung, standen die Thematisierung und ‚Bearbeitung‘ von Leid und Unrecht, von Täterschaft und Opferstatus. Das Ziel dieses Projekts war es, die Anerkennung und die Aufarbeitung der Vergangenheit gegen diejenigen gesellschaftlichen und politischen Kräfte zu erkämpfen, die an der Haltung des ‚Davon haben wir nichts gewusst‘ festhielten. Erinnerung war in dieser Konstellation nicht zuletzt Mittel zum Zweck, um die ideologischen Kontinuitäten mit der NS-Vergangenheit zu überwinden. Die frühen Jahre der Bundesrepublik boten genügend Anlass wie auch viel Angriffsfläche für ein solches Vorhaben: Starke Elitenkontinuitäten in Staat, Wirtschaft und Wissenschaft entsprachen einer allgemeinen Abwehrhaltung gegenüber einer Thematisierung der Vergangenheit.

Angesichts dieser allgemeinen Verweigerung musste in den unmittelbaren Nachkriegsjahrzehnten die Bewahrung der Täter- wie auch Opferorte gegen Widerstände erstritten werden. Das idealtypische Medium für dieses Projekt ‚Vergangenheitsbewältigung‘ ist die Gedenkstätte, wie Volkhard Knigge, einer der führenden Protagonisten dieser Art von Geschichtsthematisierung herausgearbeitet hat. Die 1965 im ehemaligen *Konzentrationslager Dachau* eingerichtete Dauerausstellung gilt Knigge als die „erste bedeutende Ausstellung in der Bundesrepublik überhaupt“. Ihre Existenz zu sichern hieß auch, Dachau als Ort der Dokumentation sowohl zur Erinnerung an die Opfer als auch zu Beweis Zwecken gegen die Leugnung der Verbrechen zu bewahren. In dem Maße, in dem die bundesdeutsche Gesellschaft sich von der post-nationalsozialistischen zu einer demokratisch-pluralen hin wandelte, veränderte sich auch der Impuls dieser Art der Vergangenheitsbewältigung: Die dezidiert politische Funktion des Imperativs ‚Du darfst nicht vergessen‘ veränderte sich, ‚sakralisierte‘ sich in den Folgejahren zunehmend und gewann immer stärker eine moralisch-sinnstiftende Konnotation, die laut Philip Reemtsma weit über den politischen Kontext des Kampfes um die Anerkennung der von Schuld sowie entsprechender Verpflichtungen hinausging. In der Bundesrepublik war es auf diese Weise gelungen, so Knigge, ein „negatives Gedächtnis als staatlich geförderte, öffentliche Aufgabe zu etablieren und zu einer Ressource für demokratische Kultur und diese fundierende Lern- und Bildungsprozesse zu machen“.

Die Wiedervereinigung, so ließe sich die Entwicklung weiterschreiben, gab dem Projekt Vergangenheitsbewältigung noch einen weiteren Schub, wenn sich auch das Etikett zu ‚Aufarbeitung‘ änderte. Allen Unterschieden zum Trotz gab es doch auch wesentliche Parallelen: Mit Übernahme der nationalen NS-Gedenkstätten der DDR schuf ein vom Bund getragenes Programm auch für die Institutionen im Westen eine neue Grundlage. Das Generationenprojekt wurde fortgeführt. Auch inhaltlich-methodisch orientierte sich die Aufarbeitung der SED-Diktatur zunächst an den altbundesrepublikanischen Praktiken und Formen, die man in Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus entwickelt hatte. In der Forschung fand dieser Weg seine Entsprechung in der kurzen und wenig

fruchtbaren Renaissance der Totalitarismustheorie. Insbesondere ausländische Beobachter wie zum Beispiel der Deutschlandforscher James McAdams erklärten die Intensität wie auch die auf Delegitimation zielende Form der ‚Aufarbeitung‘, mit der sich das wiedervereinigte Deutschland der kommunistischen diktatorischen Vergangenheit angenommen hat, mit dem „Lerneffekt“ der NS-Thematisierung.

Die Zukunft der Erinnerung ist dieser besondere Modus wohl nicht, und das gleich in mindestens doppelter Hinsicht: Erscheint der Gebrauch des entsprechenden Vokabulars als feuilletonistisch hoch anschlussfähig, so charakterisierte der amerikanische Soziologe Jeffrey K. Olick die Erinnerungsmetaphorik doch als ein keineswegs präzise definiertes Vokabular, sondern vielmehr als einen „broad, sensitizing umbrella“, der sehr verschiedene Sachverhalte und Prozesse eher unbestimmt überspannt. Nicht nur Kritiker, sondern auch Protagonisten des Forschungsfeldes beklagen eine semantische und normative Überladung der Begriffe, die oftmals mit methodischer Unschärfe Hand in Hand gehen, sodass eine konzeptionelle Weiterentwicklung angemahnt wird.

Aber nicht aus dem Feld der wissenschaftlich-theoretischen Durchdringung, sondern aus der Praxis historisch-politischen Lernens und dessen Reflexion kommt die gravierendste Kritik. Insbesondere Autoren wie Volkhard Knigge, Jan Philipp Reemtsma, Harald Welzer oder auch der Althistoriker Christian Meier haben ihre Bedenken scharf herausgearbeitet. Im öffentlichen „Gedenkwesen“, so schreibt beispielsweise Meier, sei das an eine Generation gebundene Projekt „Historisches Lernen qua Erinnerung“ zur kontraproduktiven Pathosformel verkommen. Dem pflichtet Volkhard Knigge bei:

„Eine zumeist von Älteren angemahnte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit tritt ihnen überwiegend als Erinnerungsimperativ (...) entgegen und begegnet ihnen in Gestalt massenmedialer oder öffentlich habitualisierter Redundanzen und Kümmerformen wie etwa Gedenkstättenpflichtbesuchen, rhetorischen Codes, visuellen Klischees oder vordergründiger Symbolpolitik.“

In der Konsequenz wurde sogar für einen Abschied vom „Erinnerungsparadigma“ plädiert.

Die Beschränkungen und Grenzen des Projekts ‚Vergangenheitsbewältigung‘/ ‚Aufarbeitung‘ treten besonders mit Blick auf die Nachgeschichte der zweiten Diktatur in Deutschland zutage: Wo es hinsichtlich des Nationalsozialismus gelang, zumindest oberflächlich eine breite gesellschaftliche Verständigung über dessen historische Bewertung zu etablieren, da blieb mit Blick auf die SED-Diktatur der vielfach erhoffte Effekt aus: Ein breiter Konsens, welchen Ort der deutsche Staatssozialismus sowjetischen Typs in der Gedenk- und Erinnerungskultur der Bundesrepublik einnehmen soll, ist nicht in Sicht und wird als Zielperspektive selbst zunehmend problematisiert. Muss es, kann es oder darf es eine einheitliche Deutung der DDR-Vergangenheit geben? Die verschiedenen Phasen des deutsch-deutschen Selbstverständigungsdialogs (Vereinigungskrise, Ostalgie-debatte, Trotzidentität und andere Stichworte sind hier zu nennen) sind mittlerweile beschrieben, wenn auch noch nicht analysiert. Die Vergangenheitsthemati-

sierung hatte dabei meist eher spaltende als integrierende Wirkung. Bis heute ist diese Debatte um die DDR-Geschichte von verschiedenen Spannungslinien durchzogen, die exemplarisch auch die Veränderungen im Feld der Erinnerung allgemein anzeigen:

Erstens sehen sich geschichtspolitische Forderungen nach einem „verbindlichen“ und in der Regel delegitimierenden Umgang mit der DDR-Geschichte, wie sie in Teilen der historisch-politischen Bildung formuliert werden, mit heterogenen, konträren und teils DDR-affirmativen Deutungen im geschichtskulturellen Diskursfeld konfrontiert.

Zweitens – folgt man entsprechenden Umfragen – scheint die aus anderen zeitgeschichtlichen Diskursen bereits bekannte Diskrepanz zwischen kulturellem und kommunikativem Gedächtnis mit Blick auf die Erfahrungs-, aber keineswegs homogene Erinnerungsgemeinschaft der Ostdeutschen evident und wird als Problem des mentalen Einigungsprozesses markiert.

Drittens differenzieren sich die mit der Beschäftigung mit Vergangenheit verbundenen Funktionen deutlich aus: Der ‚klassisch‘ didaktische Anspruch der historisch-politischen Bildung verband sich oftmals mit einer praktischen ‚Nutzung‘, die an nationalstaatliche, zum Teil parteipolitische oder religiöse Identifizierungsmechanismen gebunden war. An deren Stelle treten zum Teil neue geschichtskulturelle Formate wie Musik- und Filmproduktionen oder auch private Museen. Diese verstehen sich als Dienstleister oder als Elemente der Unterhaltungsindustrie, so dass ihnen verstärkt auch ein ökonomisches Interesse eigen ist. Spezifische Unterhaltungs- und Sinnstiftungsmodi dieser Formen zielen in neuer Weise auf antizipierte Adressatenerwartungen und sind in der Konsequenz mit einer selektiven Hinwendung zur Diktaturgeschichte in Deutschland verbunden.

All diese Veränderungsprozesse wurden und werden angestoßen wie auch beschleunigt durch einen rasanten Medienwandel, dessen tiefgreifenden Wirkungen bislang wohl kaum abschließend abzuschätzen sind: Die beschleunigte und immaterielle Kommunikation des Internets und der sozialen Netzwerke erweitert die Möglichkeiten auch des Umgangs mit der Vergangenheit ungemein. Im Bereich der Erinnerungskultur fungieren laut Erik Meyer insbesondere die sozialen Netzwerke als ein „Assoziationsraum“, in dem die rezipierten Inhalte seitens der Nutzer gesammelt und verteilt werden und sich Motive verdichten. Damit ist die Dezentrierung wie auch die Pluralisierung von Geschichtsbildern unausweichlich. Die herkömmlichen Plattformen und Medien für die Diskussion von Geschichte verlieren an Einfluss, ohne aber ganz in der Bedeutungslosigkeit zu versinken: Nach wie vor, so zeigen erste Untersuchungen zur Geschichtsthematisierung im Netz, werden die Themen meist anderswo gesetzt: Geschichte im Film und in dokumentarischen Formaten, in Büchern, zum Teil auch im Geschichtsunterricht. Die dort angestoßenen Debatten werden dann im Netz fortgesetzt und vertieft. Die informationstechnische Entwicklung bedeutet somit sicher nicht das Ende, vielleicht nicht einmal eine Krise des Erinnerens, wohl aber eine tiefgreifende Veränderung ihrer Formen und Funktionen. Wo Erinnerungskulturen heute meist zivilgesellschaftlich und dezidiert politisch begründet werden, so sind sie in Zukunft eher kommerziell motiviert; wo sie heute eher noch auf Nachhaltigkeit angelegt

sind, werden sie morgen, vielleicht schon heute eher episodenhaft und kampagnenförmig sein; sind sie heute noch vergegenständlicht und diskursiv, so werden sie morgen visualisiert und virtuell sein. Bewegen sie sich heute noch im nationalstaatlichen Deutungsrahmen, werden sie zukünftig eher global ausgerichtet sein. Die Globalisierung des Holocaustgedenkens ist das vermutlich treffendste Beispiel dafür.

Diesen angedeuteten Trend im Umgang mit der Vergangenheit hat Valentin Groebner jüngst als einen besonderen Bruch beschrieben, den er zeitlich mit dem Ende des 20. Jahrhunderts verortet: Antike, Mittelalter, Aufklärung, ja auch das 19. Jahrhundert hätten sich seitdem

„in eine Art historische Tiefsee verwandelt, pittoresk, materialreich, aber distanziert; eine Zone, in der alles Vergangene gleich weit weg ist, so fremd und weit entfernt, dass es nicht mehr in direkter Referenz auf die Gegenwart gebraucht werden kann und keine direkt wirksamen Ursprungs- und Identifikationsangebote mehr enthält.“

In der Praxis kann man das auf den zahlreichen Mittelaltermärkten erleben, deren Protagonisten historische Versatzstücke vor allem dazu verwenden, ein Gefühl historischer Authentizität zu vermitteln. Dieser Bruch ist schon deswegen höchst bemerkenswert, da doch auch das Mittelalter und die Frühe Neuzeit, vor allem aber das 19. Jahrhundert lange Zeit wichtige Identitätsreservoirs waren, auf die eine Gebrauchsgeschichte im Sinne eines in der Vergangenheit begründeten ‚Wir‘ gerne zurückgriff.

Wie andere Autoren nimmt Groebner nur die Geschichte und die Vorgeschichte des Nationalsozialismus von dieser Diagnose aus. Allein diese werde in der öffentlichen Inszenierung weithin selbstverständlich als ‚eigene‘ und damit als „unmittelbar wirkmächtige und identitätspolitische genutzte Geschichte [angesehen, T.G.], mit der man in der richtigen, angemessenen Weise umzugehen hat“. Richtig an der Beobachtung scheint mir, dass die Geschichte der NS-Diktatur in besonderer Weise als „moralisch und identitätspolitisch aufgeladene Nahvergangenheit“ gilt, in abgeschwächter Weise können wir diesen Trend auch für die Thematisierung der DDR-Vergangenheit im Kontext der kommunistischen Diktaturen Osteuropas beobachten. Trotz dieser besonderen Stellung aber sind auch NS- und DDR-Vergangenheit von den grundlegenden Veränderungen in der Erinnerung nicht ausgenommen.

„Er ist wieder da“. Hitler in der deutschen Erinnerung

Neben der Verfolgung und der Ermordung der Juden in Europa gibt es ein weiteres Erinnerungsmoment, welches nicht nur, aber wohl vor allem die Deutschen seit 1945 in besonderer Weise ebenso fasziniert wie abgestoßen hat: die Person Adolf Hitler. Zum Teil angeleitet durch die alliierten Besatzungsmächte, zum Teil aus der Dynamik eines wohl vor allem sozialpsychologisch zu erklärenden Prozesses schlug bereits in den ersten Nachkriegsjahren der ‚Mythos Hitler‘ und die in den letzten Kriegsjahren zwar bröckelnde, aber doch tief wurzelnde Faszination

für den Führer in ihr Gegenteil um. Aus dem Führer wurde eine Unperson: Im Sprachgebrauch des Westens avancierte er zum ‚Teufel‘ oder ‚Dämon‘, im Osten galt er als ‚faschistische Bestie‘.

Hitler blieb auch in den Folgejahren immer Garant für ein großes Interesse. Dabei war es nicht die Historikerschaft, die diesen Trend forcierte. Hier setzte man laut Norbert Frei auf eine „Entpersonalisierung des historischen Narrativs“, teils um sich damit dezidiert von der voyeuristischen „Kammerdienerperspektive“ einer an privaten Details interessierten Illustriertenpresse abzusetzen, teils um dem öffentlichen Bild von den vermeintlich überragenden Fähigkeiten Hitlers entgegenzusteuern. Die gesellschaftliche Thematisierung Hitlers außerhalb der Wissenschaft kannte diese Zurückhaltung nicht: „Hitler sells“. Den Anfang machte der Journalist Joachim Fest und damit ein akademischer Außenseiter mit der erfolgreichsten Biografie der Nachkriegszeit: Sein Buch *Hitler* verkaufte sich seit 1973 in verschiedenen Ausgaben und Auflagen rund 800.000-mal. *DER SPIEGEL* erreichte und erreicht mit seinen NS-Titelgeschichten herausragende Verkaufszahlen, Guido Knopps ZDF-History-Redaktion war in vielem ganz um die Person Hitlers und ihre Weiterungen herum konzipiert. Angesichts des großen Kassenerfolgs von Bernd Eichingers Film „Der Untergang“ über die letzten Tage im ‚Führerbunker‘ fragte Jens Jessen bereits 2004 in der Zeit, was Hitler „so unwiderstehlich“ mache. Das mit Hitler verbundene Erregungspotenzial sei von keiner anderen lebenden oder toten Gestalt zu übertreffen, so Jessen.

Schon bei einer sporadischen Sichtung verdichtet sich der Eindruck, dass die Figur Adolf Hitler besonders während der letzten rund zehn Jahre in der Populärkultur verstärkt in Erscheinung getreten ist. Das reicht von Kabarett-Nummern (etwa Pigor und Eichhorn) über Comics (Walter Moers) bis zu TV-Produktionen und diversen Kinofilmen. Die Dämonisierung der frühen postnationalsozialistischen Jahre ist dabei einer popkulturellen Verwendung gewichen. „Inzwischen dient Hitler als Gruselgröße einer globalisierten Medienwelt, die sich seiner in allen möglichen und unmöglichen Zusammenhängen bedient – längst nicht mehr nur zum Zweck der historischen Aufklärung“, so resümiert Norbert Frei die jüngste Entwicklung. In den Medien und speziell in der Unterhaltungsindustrie genügen heute wenige Anspielungen, um die „härteste aller Aufmerksamkeit produzierenden Drogen“ (Jens Jessen) zu verabreichen. Zwei Finger waagrecht unter die Nase gehalten, ein etwas rollendes R, ein stierer Blick – schon scheint die Imitation perfekt und die Anspielung allgemein wahrnehmbar zu sein. Der im Zusammenhang mit der Entlassung des Bundespräsidenten Christian Wulff bekannt gewordene Filmproduzent David Groenewold lässt für die Verfilmung des Moers-Comics mit dem Slogan werben: „Adolf, die Nazi-Sau, ist nun einmal der größte Popstar, den wir Deutschen je hervorgebracht haben.“

Das jüngste Beispiel für diese Entwicklung ist die Erstveröffentlichung des Journalisten Timur Vermes. „Die Politsatire ‚Er ist wieder da‘ ist in den Bestsellerlisten. An der Qualität kann das nicht liegen“, so ätzte im Januar 2013 die *Süddeutsche Zeitung* gegen das im Herbst 2012 erschienene Buch. Nicht die Publikation selbst, sondern seine Rezeption hatte diese Besprechung bewirkt. Vermes hatte mit einem höchst ungewöhnlichen Buch die Aufmerksamkeit vieler Leser

geweckt. Bis zum Sommer 2013 verkaufte sich *Er ist wieder da* über 700.000-mal, hinzu kamen 150.000 Hörbücher. Übersetzungen in 27 Sprachen sind ebenso angekündigt wie die Verfilmung des Buches – ein „Überraschungserfolg“, den viele nicht für möglich gehalten hatten.

Es war sicher nicht die Prominenz des Autors, die den Erfolg zu erklären hilft: Als Journalist hatte Vermes in unterschiedlichen Zusammenhängen gearbeitet, sich aber eher in der zweiten Reihe und als Ghostwriter profiliert. Die veröffentlichten Reaktionen helfen ebenfalls nicht, den Senkrechtstart des Buches zu erklären, denn die Kritik ignorierte das Buch. Selbst nachdem sich *Er ist wieder da* auf den Bestsellerlisten eingeschrieben hatte, hielten sich die professionellen Kommentatoren zurück oder kritisierten das Buch. Die Illustrierte *Stern* entdeckte das Buch drei Monate nach Erscheinen und kritisierte es als „geschmacklos“. Die *Süddeutsche Zeitung* beurteilte das Buch als „verharmlosend“ und „politisch überraschend naiv“. Andere Qualitätsmedien folgten mit ähnlichen Verdikten, ohne aber dem Erfolg Abbruch zu tun.

Also war es doch das Thema, welches dem Buch so viel Popularität bescherte. Das Buchcover mit dem stilisierten Seitenscheitel und dem charakteristischen Minischmouler lässt keinen Zweifel. Derjenige, der wieder da ist, ist Adolf Hitler. Nach 66 Jahren im Nirgendwo wacht der aus der Zeit gefallene Diktator 2011 in einer Berliner Baulücke auf. Hitler trifft auf ein modernes, aber in Folge auch vom ‚Führer‘ fasziniertes Deutschland. Natürlich ist es nicht mehr die Rolle des Diktators, die Hitler einnehmen kann. Aber schon bald bietet sich Hitler eine zweite Karriere als Comedy-Star. An einem Berliner Kiosk trifft er auf Produzenten eines Privatsenders, die ihn alsbald zum *Sidekick* eines sogenannten *Comedian* machen, der in seiner Darbietung vor allem mit seiner türkischen Herkunft spielt. Gegen den Widerstand von *BILD* und sonstiger Presse wird Hitler zum Medienstar, vor allem im sogenannten „Internetz“ avanciert er zum Klickkönig. Zum Schluss winkt ihm gar der Grimme-Preis.

Der (gelegentliche) Witz entsteht dadurch, dass Hitler vor allem aus seiner eigenen ‚Führer‘-, Reichskanzler- und Diktatorenperspektive heraus agiert und versucht, das für ihn Neue zu erklären. Seine Umgebung hält ihn hingegen für einen begnadeten Kabarettisten, der niemals aus der Rolle fällt. Weiter denkt seine Umgebung nicht, darf sie auch gar nicht, denn dann wäre die Grundkonstellation des Buches ja gestört. Manchmal ist das komisch, manchmal auch nicht: Es sind eine Unzahl von Zeitreisescherzen, die den breit verwendeten Nazijargon etwas abmildern. Hitler lässt seinen von Brennschmouler verunreinigten Uniformmantel im „Blitzreinigung’s-Service Yilmaz“ säubern und wird vom jugendlichen Sohn des Besitzers gleich mit einem fernsehbekannten Hitlerimitator verwechselt; bei der *BILD*-Zeitung bekämpft ihn der dortige „Schriftleiter“ Diekmann zunächst – um ihn dann frenetisch zu feiern; während Hitler selbst den NPD-Chef Holger Apfel als „unvorstellbare Witzfigur“ abqualifiziert, steht die deutsche Politprominenz bei ihm Schlange, um ihn für den Eintritt in die jeweilige Partei zu werben.

Beklemmend ist das Buch dort, wo es über den Klamauk hinausreicht. Folgt man den Interviews mit dem Autor, dann ging es Vermes um mehr als um ein paar (teils gelungene, teils schlechte) Scherze. Motivation für sein Buch sei gewe-

sen, dass es zu viel vom immer gleichen Hitler in Deutschland gebe. Kann es denn möglich gewesen sein, dass Hitler nur ein „Nonstopmonster“ war? Mit dem hätte doch niemand zusammengearbeitet. „Seine Politik war unmenschlich, aber er selbst?“, so fragt Vermes. Ziel des Autors ist es, die Attraktivität Hitlers nachvollziehbar zu machen. Warum haben ihn so viele gewählt? Was haben sie in ihm gesehen? Und: Was wäre, wenn er heute tatsächlich wiederkäme? Um das zu erreichen, lässt der Autor seine Leser in Hitlers Kopf landen: Er liest, was dieser denkt und weiß, was dieser fühlt. Und auf diese Weise gerät Hitler zum zwar verschrobeneren Typen von Nebenan, dem der Leser aber eine Reihe von sympathischen Seiten abgewinnen kann. In vielen Passagen gibt Hitler den Anwalt der kleinen Leute: Er stellt sich gegen rasende und Handy-am-Steuer-Autofahrer, gegen Lebensmittelskandale. Er spricht die Tabus an, die andere nicht thematisieren mögen. Er bedient die allgemeine Politikerschelte, wenn er nicht nur den NPD-Vorsitzenden Holger Apfel herunterputzt, sondern auch die sonstige Politprominenz vorführt. Für den Hitler, den Vermes hier vorführt, gilt in besonderer Weise, was der *taz*-Redakteur Daniel Erk schon vor Erscheinen des Buches geschrieben hatte: „Dieser Hitler, der heute durch die Gazetten und Fernsehkommentare geistert, ist ein Abziehbild (...), ein medialer Wiedergänger, dem jede Widersprüchlichkeit genommen wurde.“

Schaut man genauer auf die Wirkweise von *Er ist wieder da*, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ein Teil der oftmals gegen populäre Geschichtsthematisierung vorgetragenen Bedenken tatsächlich zutreffen. Das Buch fällt hinter viele auch populäre Darstellungen Hitlers zurück und sagt damit viel darüber, welche Funktion ein solches Hitlerbild vor allem für die heutigen Leser hat: Die Person Hitlers wird gerade dadurch, dass sie so simpel in gängige Personalisierungsmuster aufgelöst wird, in vielfacher Hinsicht trivialisiert und verflacht. Das Buch ist daher vielleicht eine satirische Skizze des heutigen Medienbetriebs. Es erklärt aber nicht die Person Hitler, seine nicht allein, aber durchaus auch charismatische Herrschaft oder die Faszination, die ihm viele Deutsche entgegengebracht haben.

Die Zukunft der Erinnerung als Herausforderung für die Geschichtswissenschaft

Diese Beobachtungen sind mehr Problemanzeigen als Aufhänger für ‚Rezepte‘, dennoch seien abschließend einige Hinweise gegeben: *Er ist wieder da* erreichte den Gipfel der medialen Aufmerksamkeit, als ihm ein „Medien-Crossover“ gelang: Das Buch wurde zum Thema des *ARD*-Talkshowmoderators Frank Plasberg und seiner Show „hart aber fair“. Zum Kreis der Fachkundigen gehörten dort Oliver Pocher, der als Comedian thematisch vor allem durch die Erfindung des „Nazometers“ in der Harald-Schmidt-Show hervorgetreten ist, Leo Fischer als Chefredakteur der Satirezeitschrift *Titanic*, die ähnlich wie der *Spiegel* des Öfteren mit Hitler als Coverfigur aufmachte, oder Erika Steinbach, die als langjährige Vorsitzende des *Bundes der Vertriebenen* die zugespitzte Thematisierung der Vergan-

genheit zu ihrem besonderen Metier gemacht hat. Wie gerne hätte man Ian Ker-shaw als Verfasser der wichtigsten Hitlerbiografie oder Hans-Ulrich Thamer als den wissenschaftlichen Kopf hinter der viel beachteten Ausstellung „Hitler und die deutsche Gesellschaft“ des *Deutschen Historischen Museums* in dieser Runde gesehen! Beide (und auch andere) hätten den Zusammenhang von geschichtswissenschaftlich möglichen Aussagen über Hitler und dessen Repräsentation in der Nachkriegszeit fachkundig (und sicher auch nicht weniger unterhaltsam!) bereichern können. Das ist wohl ein frommer Wunsch, der den medialen Aufmerksamkeitsregeln so gar nicht entspricht. So aber blieb die Diskussion völlig geschmäckerlich auf die politische Bewertung dessen beschränkt, was wie erinnert wird.

Die Fehlersuche beginnt vor der eigenen Haustür: Haben wir vielleicht wesentliche Fragen nicht beantwortet, das Falsche erforscht? So legte das der in Großbritannien lehrende Historiker Thomas Weber jüngst nahe. Haben wir, die professionelle Historikerkunft, die Person Hitler nicht (mehr) ernst genug genommen und stattdessen „Führerfolklore“ betrieben? Erklären wir ihn nur als Witznummer oder zum Monster? Webers Empfehlung lautet: Historiker, beschäftigt euch verstärkt mit den persönlichen Voraussetzungen Adolf Hitlers für dessen charismatische Herrschaft! Wie lässt sich die „Metamorphose der politischen Überzeugungen und der Persönlichkeit Hitlers“ in den Jahren 1918 und 1919 erklären, die ihn von einem „Einzelgänger ohne jede Führungseigenschaften“ zu einem „faschistischen charismatischen Leithammel mit einem Alles-oder-Nichts-Totalitarismus“ erklären?

Diese Fragerichtung führt meines Erachtens in die Irre. Es war die nationalsozialistische Propaganda und die Selbstdarstellung Hitlers, die die Vorstellung vom ‚Genie‘ des ‚Führers‘ und dessen davon abgeleiteter Macht immer wieder behauptet hat. Die Faszination eines solchen Erklärungsansatzes läge vor allem darin, dass sich vermeintlich der Kreis schließen ließe. Das Leben Hitlers als ein schlecht getarnter Entwicklungsroman und eventuell gar als pars pro toto des Nationalsozialismus bedient zwar die Wünsche nach (einfachen) Deutungen, erklärt aber weder den Nationalsozialismus als Phänomen noch das Charisma des ‚Führers‘. Dieser Position hält Hans-Ulrich Thamer überzeugend entgegen:

„Hitlers Macht ist nicht aus seinen Charaktereigenschaften oder aus seinem vermeintlichen persönlichen Charisma zu erklären, sondern vielmehr aus den politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Motiven der Deutschen, die ihre Ängste und Erwartungen auf ihn projizierten. Dadurch machten sie Hitler möglich.“

Die Geschichtswissenschaft hat die Person des Diktators nicht in den Vordergrund gestellt, nicht zuletzt um dem didaktischen Anliegen gerecht zu werden, die Hitlerfixierung der frühen Thematisierungen des Nationalsozialismus zu überwinden. Aktuell scheinen aber die Fragen, die gestellt werden, dieser Befürchtung nicht mehr Vorschub zu leisten. Im Gegenteil sieht es so aus, als habe das in Schule, Hochschule und qua Medien vermittelte Wissen einen breiten Assoziationsraum eröffnet, von dem nicht nur Guido Knopps Dokumentationen, sondern auch *Er ist wieder da* leben.

Stärker als bisher werden wir uns über die Ausrichtung unserer Publikations-tätigkeit Gedanken machen müssen: Die Hoffnung, dass Geschichtsbilder ‚ge-macht‘ werden, indem gelehrte Männer und Frauen sich die Köpfe auf Veranstal-tungen darüber zerbrechen, wie die Vergangenheit zu rekonstruieren und zu inter-pretieren ist, gehört der Vergangenheit an. ‚Die‘ maßstabsetzende Darstellung oder ‚die‘ wichtige Tagung erreichte wohl schon immer nur einen sehr begrenzten Rezipientenkreis. Aktuell verlieren diese Medien immer stärker an Bedeutung und die ‚Zunft‘ der Kultur- und Geschichtswissenschaften wird sich der Frage nach der Reichweite der eigenen Publikationsformen nicht verweigern können. Die wissenschaftspolitischen Entwicklungen aber deuten eher in die entgegengesetzte Richtung: Forschung vor allem in evaluierungsfähigen Zusammenhängen und damit in lediglich intern beachteten Fachzeitschriften stattfinden zu lassen, ist wohl nicht der richtige Weg. Am Beispiel der Ökonomie und ihrem Versagen bei der Deutung der jüngsten Bankenkrise lässt sich hervorragend studieren, wie schnell sich eine vormals sehr publikumswirksame Disziplin zu einem Glasper-lenspiel entwickeln kann.

Die Macht der historischen ‚Realität‘ gegen die Repräsentation zu verteidigen und sich auf diese Weise dem Dialog zu verweigern, ist sicher ebenfalls kein Weg. Auch wenn die Unterschiede zwischen Geschichtswissenschaft und Erinne-rungsbusiness klar herauszuarbeiten sind, gilt es doch auch den Konstruktionscha-rakter der Geschichtswissenschaft zu bedenken. „History is a verb, not a noun“, dieses Diktum von Keith Jenkins gehört mittlerweile zum Selbstverständnis einer reflektierten Historiografie. Daher sind die Potenziale auszuloten, mit denen Ge-dächtnis und Geschichte miteinander ins Gespräch zu bringen sind. Auf diese Weise lässt sich eine Historie befördern, die das vorwissenschaftliche Gedächtnis ernst nimmt und es zugleich einer Kritik unterwirft.

Wendet man diese Überlegungen auf die Thematisierungen des Nationalso-zialismus an, dann ergeben sich eine Reihe von Fragen: In welchem Zusammen-hang stehen die populären Repräsentationen mit der Selbstinszenierung Hitlers und des Nationalsozialismus? Wie interpretieren wir die aktuell kursierenden Hit-lerbilder und was sagen sie uns über die heutige Sichtweise auf den Nationalsozia-lismus? In welchem Verhältnis stehen diese kulturellen Bilder beispielsweise zu den NS-Verbrechen? Kaum plausibel dürfte es sein, alle derartigen Repräsentationen über einen Leisten zu schlagen oder gar pauschal zurückzuweisen. Der Affekt gegen die Populärkultur trägt weniger zur Aufklärung bei als vielmehr zur Ver-meidung, sich die jeweiligen Formen, Darstellungsweisen, Anlässe und Rezeptionen genauer anzuschauen. Der vergleichende Blick auf unterschiedliche ‚Erinne-rungskulturen‘ kann hingegen helfen, die konkreten Repräsentationen des Natio-nalsozialismus historisch zu situieren und – auf diese Weise in diesem Feld, aber auch darüber hinaus zu einem reflektierten Umgang mit der Vergangenheit beizu-tragen.

Literatur

- Daniel Erk: Hitler ist nicht totzukriegen, in: Zeit Online, 06.01.2012, URL: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2012-01/erk-hitler-vorab>, letzter Abruf: 11.09.2013.
- Simone Erpel: Hitler entdämonisiert. Die mediale Präsenz des Diktators nach 1945 in Presse und Internet, in: Hans-Ulrich Thamer, Dies. (Hrsg.): Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen, Dresden 2010, S. 154–160.
- Norbert Frei: Führerbilderwechsel. Hitler und die Deutschen nach 1945, in: Thamer, Erpel (Hrsg.): 2010, S. 142–147.
- Valentin Groebner: Touristischer Geschichtsgebrauch. Über einige Merkmale neuer Vergangenheiten im 20. und 21. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 296 (2013), S. 408–428.
- Dörte Hein: Virtuelles Erinnern, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2010, Heft 25/26, S. 23–29.
- Keith Jenkins, Sue Morgan, Alun Munslow: Introduction: on Fidelity and Diversity, in: Dies. (Hrsg.): Manifestos for History, New York 2007, S. 1–11.
- Jens Jessen: Braune Schatten: Was macht Hitler so unwiderstehlich?, in: Zeit Online, 23.09.2004, URL: http://www.zeit.de/2004/40/01_leit_1_40, letzter Abruf: 11.09.2013.
- Volkhard Knigge: Gedenkstätten und Museen, in: Ders., Norbert Frei, (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002, S. 378–389.
- Volkhard Knigge: Die Zukunft der Erinnerung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2010, Heft 25/26, S. 10–16.
- Claus Leggewie, Erik Meyer (Hrsg.): Erinnerungskultur 2.0. Kommemorativ Kommunikation in digitalen Medien, Frankfurt am Main 2008.
- Wolfgang Molitor, Simon Rilling: „Wir lachen mit Hitler“ (Interview mit Timur Vermes), Zeitungsverlag Waiblingen, 01.01.2013, URL: <http://www.zvw.de/inhalt.timur-vermes-wir-lachen-mit-hitler.d2f1fcc9-112d-4372-bba1-617f6f222ca2.html>, letzter Abruf: 11.09.2013.
- Paul Nolte: Die Macht der Abbilder. Geschichte zwischen Repräsentation, Realität und Präsenz, in: Merkur 59 (2005), Heft 677/678, S. 889–898.
- Jeffrey K. Olick: From Collective Memory to the Sociology of Mnemonic Practices and Products, in: Astrid Erll, Ansgar Nünning (Hrsg.): A Companion to Cultural Memory Studies, Berlin 2008, S. 151–162.
- Jan Philipp Reemtsma: Wozu Gedenkstätten?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2010, Heft 25/26, S. 3–9.
- Harald Welzer: Erinnerung und Gedächtnis. Desiderate und Perspektiven, in: Ders., Christian Gudehus, Arianne Eichenberger, (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart, Weimar 2010, S. 1–10.